

New York im Kleinen

Autor(en): **Sulger, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 14

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NEW YORK IM
KLEINEN

So gemütlich

Vor sieben Uhr morgens erscheint die dicke alte Frau unter der schäbigen Haustür, welche die ganze Nacht offengestanden hat. Bedächtig humpelt sie die paar Steinstufen zur Strasse hinab, streckt dem Geländer nach die eine Hand vor, streckt ein Bein vor, beugt sich nieder, breitet schliesslich ihre ganze Körperfülle aus auf der zweituntersten Stufe: da sitzt sie nun, die Füsse auf die Strasse aufgestemmt. Sie lehnt vorwärts und bindet einen ihrer Schuhe fester. Wieder aufgerichtet, schaut sie um sich, sucht Gesellschaft. Und siehe, im ersten Stock lehnt auch schon die Gevatterin unter dem offenen Fenster, die feisten Arme auf ein Kissen aufgestützt. Gleich ist das Gespräch im Gang, dass es nur so widerhallt zwischen den hohen Mauern.

Wer würde glauben, dass man in New York ist? Beidseits der Strasse ziehen sich Reihen fünfstöckiger Miethäuser dahin. Ein junger Mann begiesst die Blumen unter seinem Fenster. Schräg über ihm setzt eben eine Dame im Hausrock zwei Käfige auf den Fenstersims, darin hüpfen ein gelber und ein blaugrüner Vogel auf und ab; sie beugt sich nieder, hält den weisshaarigen Kopf ganz nah ans Käfiggitter. Und noch darüber, ein Stockwerk höher, starren ein kleiner Junge und ein grauer Hund auf die Strasse hinab: dort hat jetzt ein kleiner flinker Mann in blauen Unterhosen ein Trittbrett und einen Kessel Seifenwasser mit sich aus dem Haus gebracht und angefangen, sein neues Auto liebevoll blitzblank zu waschen.

«...seventeen..., twenty-two, twenty-three!» zählen an der nächsten Ecke zwei kleine Mädchen um die Wette. Jedes tätschelt einen Ball gegen den Boden. Nur aufpassen, nur immer schön senkrecht... da! Dem einen ist der Ball entwischt, rollt auf die Strasse, es rennt ihm nach.

Das andere aber steht ganz steif und tätschelt weiter, ohne aufzuschauen, immer lauter, stolzer triumphiert trompetete es: «...forty-seven! forty-eight!» Sprächen sie nicht Englisch, man glaubte sich in einem Schweizer Dorf. Den ganzen Tag geht es hier so friedlich zu. Bei Haus- und Ladeneingängen stehen und sitzen die Leute, sie haben einen alten Stuhl mitgebracht, sie schwatzen oder tun gar nichts. Die Buben spielen «Baseball», mitten zwischen Autos und Passanten durch, die kleinen Kinder machen Seifenblasen. Ueberall hocken, trippeln, fliegen Tauben herum und gurren.

...und so hoch...

Schaut man aber den Tauben nach... da sieht man hinter allem ein Gebirge aufwärtspeilern, drei- oder viermal höher als die Miethäuser im Vordergrund. Daneben noch eins und noch viele. Den ganzen Himmel füllen sie aus. In Terrassen steigen sie an, die sich verjüngen gegen oben, ganz wie unsere Berge. Und von jedem Gipfelpunkt erhebt sich eine kleine weisse Wolke, wie die dünne Fahne aus Schnee, die an windigen Tagen von den Spitzen unserer Viertausender in die klare Luft hinausweht.

Das weisse Wölkchen ist der Rauch des «incinerators», der automatischen Kehrrichtverbrennung; die Gebirge sind Wolkenkratzer; und die Leute, welche darin wohnen, haben nicht die Gewohnheit, stundenlang unter dem Fenster oder an Strassenecken zu lehnen. Man sieht sie überhaupt nicht. Wenn sie unter ihrer Haustür erscheinen — einer weiten, hohen, wohlbewachten Haustür aus unzerbrechlichem, durchsichtigem Kunststoff und Chrom — so hat der Portier schon für sie gepfiffen, ein Taxi ist schon für sie vorgefahren, sie sind schon eingestiegen und verschwunden. Sichtbar bleibt nur der Portier selbst, in seiner Uniform mit weissem Vatermörderkragen, weissem Schlips und weissen Handschuhen. Unaufhörlich hört man die Trillerpfeife, mit der er Taxis ruft. Bei schlechtem Wetter ist er ausserdem mit einem riesigen Regenschirm bewehrt, den er vorsorglich über die Autotüren hält, während die Leute ein- und aussteigen.

Hausfrauenmontag

Aber neben den hochmodernen Hochgebirgen aus rotem Backstein, Glas und Eisen stehen immer noch die alten gemütlichen Miethäuser — bloss fünf Stockwerke hoch, die reinsten Zwerge



New York einmal anders
Photo H. P. Roth

mit ihren Höfen, wo sich New York von seiner ganz privaten Seite zeigt. Denn in diesen Höfen läuft von jedem Küchenfenster stracks in die Luft hinaus, über ein kleines Rad, und wieder zurück zum Fenster, eine bewegliche Wäscheleine. Je ein halbes oder ganzes Dutzend solcher kleiner Räder ist an einer Holzstange befestigt, die freistehend vom Boden des Hofes aufragt. Mit seinem Gewirr haushoher Stangen, kreuz und quer umspinnen von den leeren Leinen, gleicht der Hof, gegen das Wochenende zu, einem einzigen Telegraphennetz. Aber jeden Montagmorgen waschen die New-Yorker Hausfrauen. Man hört und sieht sie nicht dabei. Nur plötzlich — oft vor sechs Uhr morgens — beginnt eines der kleinen Räder zu kreischen. Eine der Leinen muss in Bewegung sein. Und richtig: dort in einem Fenster zeigt sich eine Hand, die Wäsche an die Leine steckt. Das Rädchen dreht sich, kreischt: ein blaues Hemd kommt frischgewaschen aus der Küche an die Morgenluft herausgesegelt. Ihm folgt ein rotes Kinderkleid, ein grün und gelb gestreiftes Badetuch; stückweise wandert so die Wäsche an die Öffentlichkeit hervor. Und plötzlich, gegen Mittag, ist kein grauer Hof mehr da: sondern vom Erdgeschoss zum Dach hinauf, Guirlanden und Guirlanden, weiss und bunt; ein Paradies tropfnasser Windeln, Socken, Röcke, Hosen, Vorhänge.

Romantischer East River

In den Hof herein tönen von fernher Schiffsirenen. Der East River ist nahe, der Fluss, der Manhattan im Osten begrenzt. Reger Lastverkehr herrscht dort. Wenn man bedenkt, dass jeden Morgen vier Millionen Menschen und fast eine halbe Million Fahrzeuge von überall her dem Zentrum von Manhattan zuströmen, dann

Aerzteanekdoten

Den bekannten französischen Arzt Ricord fragte ein Patient:

«Sagen Sie mir die Wahrheit, Doktor, rückhaltlos!»

«Sie werden gesund, mein Lieber, denn die Statistik sagt, dass bei Ihrem Leiden einer auf hundert gesund wird.»

«Nun — und . . .»

«Sie sind just mein hundertster Fall, und die andern neunundneunzig habe ich nicht gesund machen können.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

versteht man, wie wichtig jede kleinste Wasserader wird für den Verkehr. Ausser den Lastkähnen befahren den East River auch Rundfahrtboote, vollgepfropft mit Touristen, die New York besuchen; über das Wasser her hört man den Führer, durch den Lautsprecher sämtliche Sehenswürdigkeiten atemraubend und hellbegeistert schildern . . .

Ein Stück weit ist die grosse Fahrstrasse, welche dem East River entlangführt, mit einer kühn ausladenden Terrasse überbaut. Auf dieser Terrasse erstreckt sich eine Parkanlage, der man es gar nicht anmerkt, dass unsichtbar unter ihr die Autokolonnen lückenlos und pausenlos vorbeiflitzen. Man könnte sich in den Quaianlagen einer Schweizerstadt wähen — nur sind dort, mitten in den Gartenwegen, Bäumen und Sandplätzen, die Leute anders. Die Kleidung ist freier; ein respektabler Familienvater kommt hemdärmelig oder im Leibchen. Andere gehen in Rock, Krawatte, Hut — und der Mann im Leibchen mag, wer weiss, viel mehr verdienen als die «besser Angezogenen». Auch die Haltung ist freier; man darf sich ruhig der Länge nach auf einer Bank ausstrecken. Kinder organisieren grosse Spielpartien, ohne einander zu kennen — ohne viel zu streiten — und ohne dass Erwachsene sie zurechtweisen. Einer der Wärter, welche die Anlage sauberhalten, hat sogar zwei kleine Jungen als Helfer angestellt; die halten ihm die Schaufel und den Rechen, während ihre Kameraden neidisch zuschauen. Liebespärchen reden slawisch oder spanisch, Neger mischen sich hinein, und ein Chinesenkind lugt entzückt aus einem Strauch hervor, der es ganz einhüllt. Daneben der bewegungslose Greis im abgeschabten hohen Stehkragen, der aus einem Familienporträt von vor hundert Jahren ausgeschnitten scheint. Welche Vielfalt, vom Modernen rückwärts bis zum Alten! Keine Schweizerstadt würde eine so vorsintflutlich malerische, zweistöckig wie ein rechtes kleines Wohnhaus aufgebaute, romantisch rotgestrichene Fähre im Betrieb erhalten wie die, welche sich manchmal (gibt es da wohl einen Fahrplan?) zwischen Manhattan und Welfare Island, über den East River hin, knarrend, knackend, knirschend und unendlich widerstrebend in Bewegung setzt.

Ein Einwanderer

Am Fluss steht ein kurzgewachsener Mann und fischt. Das heisst, am Flussgeländer hat er einfach zwei winzige Glöckchen angebunden,

und von jedem hängt eine Leine ins Wasser. Die Glöckchen bleiben mäuschenstill; kein einziger Fisch, und er schaut zu — es ist sein freier Tag.

«No English!», sagt er und streckt beide Hände aus, den Kopf lachend zur Seite geneigt, ein Südländer. Vor knapp fünf Monaten ist er aus einem kleinen Dorfe auf der Insel Bari ausgewandert und hierhergekommen. Und es gefällt ihm nicht. In der Gegend der 125. Strasse, wo er wohnt, wurde vor wenigen Wochen ein Italienermädchen angegriffen. Aus einem Hinterhalt brachen drei Frauen und zwei Männer hervor — «neri», natürlich, Neger — verlangten die Handtasche des Mädchens, und als es sie nicht fahrenliess, schlugen sie es blutig. Es kam heim, ausgeraubt und blutig geschunden. Die Polizei? Was tut sie schon! In Italien, ja, in Italien geschieht so etwas nicht. Dort herrscht Ordnung. Diese «neri»! Sicher hat er nichts gegen die «neri», aber... Er ist mit Frau und Kind herübergekommen. Ein einziges Kind haben sie, eine siebzehnjährige Tochter. Sie sitzt den ganzen Tag zu Hause, er lässt sie nicht auf die Strasse, ohne dass er selber mit ihr geht. Und «guarda questo», kein Neger soll ihr nahekommen, sonst...

Arbeit hat er gleich gefunden, aber sie macht ihn nicht glücklich. Er ist Maurer, natürlich. Stundenlohn $3\frac{3}{4}$ Dollar (16 Schweizer Franken). Das ist mehr, als man in manchem gelehrten Beruf verdient... Aber das ahnt er gar nicht. Er ist ein blosser Handlanger in einer riesengrossen Firma. Zu Hause, auf der Insel Bari, hatte er sein eigenes Baugeschäft, bestehend aus ihm selbst und einem «giovano» als einzigem Angestellten. Die Nachbarn sagten: «Francesco, baue mir ein Haus!» Aber hier... die Wolkenkratzer... auf einmal ist er ein Kind, das weinen will. Er müsste weg aus der grossen Stadt. Ein Drittel der Vereinigten Staaten ist ländlich, so ländlich wie Bari. Dort gehört er hin, nach irgend einem kleinen Oertchen in Utah oder Nevada, wo niemand seiner Tochter nachstellt ausser etwa einem Stier, dem man nicht trauen kann. Aber wie macht man das, wie fände er dort eine Stelle? Eine ganze Reihe von New Yorker Organisationen sorgt für die Ansiedlung neuer Einwanderer, einige davon besonders für Italiener, oder besonders für Katholiken. Das wusste er nicht. Mit denen will er sich in Verbindung setzen. Vielleicht hat er Glück?

Ruth Blum

O S T E R M O N T A G I N

I T A L I E N

Die Italiener sind gutherzige Leute. Als ich dem kleinen Carlo ein paar Privatstunden gegeben hatte, fanden es seine Eltern schon für angebracht, der Maestra dankbar zu sein. Also luden sie mich ein, mit ihnen in den Frühlingsferien nach B. in Oberitalien zu fahren. Sie seien dort Gäste bei der Zia Teresa, und es fände sich gewiss auch noch ein Bett für die Lehrerin. Nach einigen Ueberlegungen sagte ich zu; denn es reizte mich unheimlich, Italien einmal anders kennenzulernen, sozusagen am Herzen des armen Volkes. Und am Gründonnerstag fuhr ich erwartungsvoll ins Ungewisse hinein.

Das moderne Mietshaus, in welchem Tante Teresa mit ihrem Gatten, dem Fattorino Cesare, und fünf Kindern wohnte, lag ganz am Ende der grossen Fabrikstadt. Es war für italienische Verhältnisse ein hoch feudales Gebäude mit drei Vierzimmerwohnungen, von denen jede eine Badewanne und ein Wasserklosett enthielt. Nur schloss keine Türe ordentlich, und wenn der Filobus vorüberfuhr, klirrten die Fenster, als müssten sie in Brüche gehen.

Ursprünglich war vorgesehen, mich in der Stube auf ein sündenhartes Couch zu betten. Da ich aber mit freundlicher Entschiedenheit auf ein «richtiges» Zimmer drang, wurde ich schliesslich bei einer guten Bekannten in der Nachbarschaft einquartiert. Signorina Mazzacani hiess die Gute, verdeutsch: Fräulein Hundetöterin. Die trat mir bereitwillig ihre eigene Kemenate ab und nächtigte derweil auf einer Küchenbank. Es war eine sehr bescheidene Kammer, in der ich nun acht Tage schlief. Aber eine honigsüsse Madonna bewachte das reinlich bezogene Bett, und ich kam nie in die Lage, die vorsorglich mitgebrachte Packung DDT anzubrauchen.

Tagsüber betrachtete ich die Kirchen und Museen der Stadt oder ich machte Abstecher nach Verona und Bergamo. Zum Nachtessen kehrte ich meistens bei der Tante Teresa ein und verbrachte ein Stündchen oder zwei im Schosse ihrer Familie,